

Ein Blinder, der die Musik sieht

Rachmaninow und Dvorák im Basler Sinfoniekonzert

Von Fabian Kristmann

Basel. Nebst dem zahlreich erschienenen Publikum fand sich für den Abend in der Reihe der Coop-Sinfoniekonzerte auch die Kameraequipe eines japanischen Fernsehsenders im Musiksaal des Stadtcasinos ein. Nicht von ungefähr, denn am Klavier sass der 25 Jahre junge Japaner Nobuyuki Tsujii, der in seiner Heimat sowie hauptsächlich in den USA bereits auf sich aufmerksam gemacht hat und in Basel 2012 in der «Rising Stars»-Reihe zu hören war.

Auf dem Programm, das Tags darauf im Rahmen der Volkssinfoniekonzerte wiederholt wurde, stand eines der populärsten Werke aus dem Klavier-Orchester-Repertoire: Das zweite Klavierkonzert in c-Moll von Sergej Rachmaninow, das manche Tastenvirtuosen gerne zum Schwelgen und Prahlen verleitet, dieses Mal jedoch angenehm unsentimental, bisweilen fast zu nüchtern daherkam. Der von Geburt an blinde Pianist überzeugte mit seiner tadellosen Technik und verzichtete auf exzessiven Pedalgebrauch wie auf das Auskosten bombastischer Steigerungen, hätte aber gerade in dynamischer Hinsicht die Grenzbereiche tiefer ausloten dürfen.

Hang zum Gleichförmigen

Ähnlich der Berner Dirigent Kaspar Zehnder, der zusammen mit dem Sinfonieorchester Basel eine gleichmässige, eher zügelte Gangart anschlug, dadurch aber etwas zu häufig zur Gleichförmigkeit tendierte. Nur einmal, im langsamen Mittelsatz, geriet das Zusammenspiel gleichsam kammermusikalisch transparent, als der Solist die blanke Hauptmelodie im Charakter einer weiteren Orchesterstimme beisteuerte. Grosse Begeisterung seitens des Publikums konnte Nobuyuki Tsujii sicher sein, und standesgemäss antwortete er darauf mit einer Chopin-Zugabe.

Kontrastierend zu Rachmaninows Schlager erklang nach der Pause mit der Sinfonie Nr. 5 in F-Dur op.76 von Antonin Dvorák ein selten zu hörendes Orchesterwerk. Der Klangkörper evozierte die pastorale Stimmung des ersten Satzes in gekonnter Weise und brachte die einzelnen Motive – jedes von ihnen ein originelles Schmuckstück – schön zur Geltung. Ebenso wie das nachfolgende Andante con moto blieb Zehnders Interpretation bei aller Geschmeidigkeit und dem schlüssigen Strukturieren zum Trotz insgesamt blass – was zu kurz kam, war der letzte Schliff in der Koordination und der sorgfältigen Abstimmung der Instrumentengruppen. Das änderte sich mit dem Allegro scherzando an dritter Stelle: Der Klang gewann an Präsenz, das Spiel des Orchesters an Agilität und Detailreichtum. Alle diese Qualitäten vereinten sich schliesslich im energisch vitalen Finale, auf das ein kräftiger Applaus folgte.

Nachrichten

Picasso für 31 Millionen Dollar versteigert

New York. «Le Sauvetege» von Pablo Picasso hat bei einer Versteigerung bei Sotheby's über 31 Millionen Dollar eingebracht. Acht weitere Picassos wurden für 62 Millionen Dollar versteigert. Keinen Käufer fand Picassos «Tête de Marie-Thérèse». Henri Matisse's «La Séance du Matin» wurde für 19,2 Millionen Dollar versteigert, «Le pont japonais» von Monet kam für 15,8 Millionen Dollar unter den Hammer. SDA

Yasmina Reza erhält Kythera-Preis

Düsseldorf. Die französische Dramatikerin und Romanautorin Yasmina Reza («Der Gott des Gemetzels») erhält den mit umgerechnet 30000 Franken dotierten Kythera-Preis. In ihrem literarischen Schaffen bringe Reza als «unerbittlich genaue Beobachterin ihrer Mitmenschen» die Fehler und Lächerlichkeiten ihrer Protagonisten auf ebenso unterhaltsame wie eindringliche Weise zur Vorstellung, hiess es in der Würdigung der Jury am Donnerstag. SDA

Aufrütteln mit Bach-Kantaten

Peter Konwitschny inszeniert am Churer Theater zwei Kantaten von Johann Sebastian Bach



Von Sigfried Schibli, Chur

Für ein paar Tage darf sich das kleine Chur als Metropole des Musiktheaters fühlen. Brachte hier doch der 69-jährige Peter Konwitschny, viel bewundert und gehasst als Grossmeister des modernen Opern-Regietheaters (und in Basel unvergessen mit seinen Inszenierungen von «Fidelio» und «Blaubart»/«Erwartung» um 1990), eine veritable Uraufführung auf die Bretter: «O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit». Davor hat Konwitschny schon einmal in Chur inszeniert, einen «Pierrot»-Abend, und die Intendantin Ute Haferburg hat auch schon andere Regiegrössen nach Chur gelockt, so etwa im Oktober Peter Brook mit seiner «Zauberflöte», über die wir berichteten.

Das neue Stück in der Ausstattung von Helmut Brade ist eine szenische Reflexion mit und über zwei Bach-Kantaten, die eigentlich für die Kirche geschrieben wurden: «Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben» BWV 102

und «O Ewigkeit, du Donnerwort» BWV 20. Nun pflegt Peter Konwitschny einen eigentümlichen Umgang mit derlei religiös gebundenen Werken. Er nimmt sie nicht wörtlich, aber er nimmt sie sehr ernst. Man könnte sagen: Er entzieht sie der Kirche und führt sie der Welt zu. Vor der Aufführung sprach er davon, dass man Gott nicht beweisen könne, dass aber klar sei, dass wir ihn brauchen. Mit seinem Bach-Abend wolle er «aufrütteln».

Mehr Verzweiflung als Bitte

Das Resultat seines Bemühens ist verstörend und nachdrücklich verzauernd. Wenn es in der erstgenannten Kantate um Schuld und Busse geht, so zeigt uns die Regie nach dem herrlichen Eingangsschor eine brutale Situation in einem Amtszimmer, in welchem ein Mann – Peter Jecklin in einer stummen Partie – schier endlos auf einen Beamten wartet. Dieser wird ihn dann aber nicht befragen, sondern zu den wie im

Fieberwahn herausgeschleuderten Worten «erschrecke doch, du allzu sichere Seele» foltern. Eine Frau – die über enorme Altreserven verfügende Eva-Maria Wurlitzer – versucht, Trost zu spenden. Vergeblich. Der Chor wehklagt laut und schreit sein «Herr!» mehr verzweifelt als bittend in den Raum.

Ewig währt am längsten

Auch in der zweiten Kantate erfindet Peter Konwitschny eine dramatische Situation, die er der Partitur überstülpt, ohne die Musik damit zu beschädigen. Jetzt sind wir Zeugen eines wissenschaftlichen Kongresses, an dem unter anderem – so viel Opern-Irrationalität darf sein – Albert Einstein mit obligatem Geigenkasten und Stephen Hawking in seinem elektrischen Rollstuhl teilnehmen. Diskutiert werden philosophische Grundfragen, darunter auch die Gottesfrage, wobei wir lauter Skeptiker vor uns sehen, die beim Wort «Jesus» laut auflachen.

Ein als Pfarrer gezeichneter Eiferer (grossartig: Chasper-Curò Mani) sorgt mit seinem penetranten Ruf «Gott ist gerecht» für eine Unruhe, die in eine Schlägerei ausartet. Der Schlusschoral wird in Tempo und Charakter krass verzerrt und mündet in höhnisches Gelächter. Ewig, das ist zu lange!

Musikalisch kann man in Chur nicht mit Spitzenleistungen aufwarten, wichtiger ist hier das Engagement der teils professionellen, teils amateurhaften Mitwirkenden. Der Kammerchor Chur bezieht den ganzen Zuschauerraum mit ein und singt aus kräftigen Lungen. Das Orchester Le Phénix sorgt mit seinem historischen Instrumentarium für eine Prise Originalklang. Der Dirigent Johannes Harneit durfte sich neben Konwitschny, Brade und dem Sängensemble den ungetrübten Beifall des Premierenpublikums teilen.

Theater Chur. Nächste Aufführungen 9., 10. und 11. Mai 2014. www.theaterchur.ch

«Wir wollen weitermachen, bis wir sterben»

Gustaf Norén, Leadsänger von Mando Diao, über die Zerstörung des CD-Formates

Von Michel Schibler

BaZ: Mando Diao gibt es nun seit 15 Jahren. «Aelita» ist bereits das siebte Album. Was ist speziell daran?

Gustaf Norén: Wenn du als Band erfolgreich wirst, wirst du Teil einer riesigen Industrie, eines Autopiloten. Du beginnst, Musik zu zählen. Das wollten wir mit «Aelita» verändern. Musik zählen?

Ja. Man muss sich einem Format anpassen, der LP oder der CD, auf welche zwölf Lieder gehören. Ein Album wird bewertet und verglichen. Man schaut sich die Chartplatzierungen und die Reviews an. Man beginnt, die Musik zu zählen, als ob es Statistik wäre. Aber dann ist Musik keine Kunst mehr. Denn, wie lange ist ein Bild oder die Mona Lisa?

Inwiefern durchbricht «Aelita» dieses Format?

Zuerst wollten wir weder unseren Namen noch die Lieder auf das Albumcover schreiben. Einfach keine Informationen, kein Zählen. Die Lieder sind so gemacht, dass man sich auf einem Ozean fühlt. Es geht um die Reise. Das ganze Album ist eng an den visuellen Aspekt gekoppelt.

Das ist aber nicht wirklich neu, das kennt man schon seit den 60er-Jahren. Die Banane von Andy Warhol auf dem Velvet-Underground-Cover...

Richtig. Aber «Aelita» geht noch einen Schritt weiter. Das Album ist mit einer Technik aufgenommen, die Auro-3-D heisst. Das ist die Weiterentwicklung von Surround Sound. Dadurch kann man simulieren, dass die Musik um einen herum geht, wie eine Fliege.

Dazu gehört auch ein 3-D-Albumcover. Mit einer speziellen Brille kann man in die Kunst eintauchen. Das Album ist von Anfang an ein visuelles.

Man braucht somit einen Computer, um sämtliche Dimensionen von «Aelita» wahrnehmen zu können.

Genau genommen ist es mehr eine Software als ein Album. Es wird auch Updates geben dazu. Uns war wichtig, zu vermitteln, dass es in der Musik nicht um Stil, Moden und Erwartungen geht. Wenn man von sämtlichen technischen Aspekten absieht, dann bleibt nur die Musik, ein Gefühl. Beim Spielen eines Liedes verliere ich mich komplett. Als ob ich alleine im Universum wäre. Wenn man «Aelita» hört und sich in diesem virtuellen visuellen Raum befindet, dann ist man ebenso verloren und dem Kern der Musik, dem Gefühl ausgeliefert. Darum geht es uns.

«Wir kümmern uns einen Dreck darum, was die Leute von uns halten.»

Viele Ihrer Fans sind enttäuscht, dass ihr nun Elektro und nicht mehr Indie macht, wie das auf euren ersten Platten «Bring'em In» und «Hurricane Bar» der Fall war.

Früher dachten wir auch, wir müssten auf dieser Indie-Welle mitreiten. Mit dem Stil, der Attitüde, halt allem was dazu gehört. Aber eigentlich kommen wir ja aus dem Elektro, der Gitarrensound war für uns etwas absolut Neues. Nur wusste das die Öffentlichkeit nicht. Wir machen ein-



Neue Identität. Björn Dixgård und Gustaf Norén alias Mando Diao verlagern ihre Musik in einen trashig-farbigen virtuellen Raum. Foto Robert Bendrick/Ossian Melin

fach, was uns gefällt. Und wenn es uns gelingt, in die Musik einzutauchen, kümmern wir uns einen Dreck darum, was die Leute von uns halten.

Das erklärt aber nicht, weshalb ihr auf jedem Album ein anderes Gesicht zeigt.

Wir sahen viele Bands, die machten immer und immer wieder das gleiche Album – haben dabei aber den Kern verloren, die Bedeutung der Musik. Wir erfinden uns zwar auf jedem Album neu. Trotzdem, und das wird immer klarer für mich, stehen sich «Bring'em In» und «Aelita» sehr nahe. Von den besten Liedern, die ich kenne, weiss ich nicht einmal, welche Instrumente darin vorkommen. Am Ende geht es immer nur um das Gefühl. Und so lange die Leute das spüren, mögen sie unsere Musik.

Hattet ihr keine Krise, nachdem sich der Erfolg eingestellt?

Als ich 21 war, dachte ich, dass wir tun werden, was jede andere Band tut: ein paar Alben veröffentlichen, Skandale produzieren, sich auflösen und niemals wieder spielen. Aber es kam anders. Den Drang nach Musik und die Kreativität haben wir nie verloren. Ich hatte immer Angst davor, eines Tages aufzuwachen und keine Lieder mehr schreiben zu können. Heute weiss ich, dass ich immer Sachen machen werde. Und dann fühlst du dich gleich viel sicherer. Diese Sicherheit beruht auf der bedingungslosen Leidenschaft für die Musik. Ich weiss heute, dass wir weiter machen werden, bis wir sterben.

Mando Diao: «Aelita», Universal.